

Bernhard Russi

Bernhard Russi vertritt nicht nur Marken, er ist selbst eine starke. Nach Jahrzehnten seines Abschieds vom Skirennsport ist der Sympathieträger noch immer den meisten Schweizern bekannt. Russi spricht im Interview mit "persönlich" über Hochs und Tiefs im Spitzensport, über Imagepflege und über Werbeverträge.
Interview: Oliver Prange

"Ich bin wohl ein Zocker, aber ein konservativer."

"Das richtige Ziel zu setzen, ist im Beruf so entscheidend wie im Sport."

"Ich fiel in ein mentales Tief, aber erst zwei Jahre später."

"Jeder kämpft gegen die Angst an, dass es nicht geht."

"Ich musste zuerst lernen, mir andere Ziele zu stecken als die des Skifahrers."

"Ich lasse gern mal etwas laufen, ohne genau zu wissen, wie es herauskommt."

Wenn ein Sportler heute Erfolg hat, braucht er einen Agenten oder einen Manager, der ihm die wirtschaftlichen Angelegenheiten abnimmt. Was bedeutet es für einen Sportler, wenn er plötzlich zu einem Wirtschaftsfaktor wird? "Es braucht einen Bösen oder einen Realisten, der dagegen hält, wenn man als Spitzensportler das Gefühl bekommt, dass die Bäume in den Himmel wachsen. Der Manager muss cool bleiben, wenn es um den Sportler herum tobt. Wenn es um die Vermarktung geht, ist es für den Sportler sehr schwer, seinen Preis einzuschätzen. Er braucht einen Manager, der vernünftig und langfristig denken kann."

Wie war es in Ihrem Fall?

“Es gibt viele Mächtigen-Manager. Ich sah zu, welcher Skirennfahrer diesbezüglich Erfahrung hatte, und sprach mit Jean-Claude Killy. Er führte mich zur IMG-Gruppe, die hauptsächlich im Tennis und Golf zuhause ist. Ich achtete sehr darauf, dass ich einen Betreuer bekam, mit dem ich mich sehr gut verstand, Ian Todd, der nachträglich eine fantastische Karriere machte und heute Marketingchef von Nike International ist. Die Leute von IMG und ich zogen uns dann für drei Tage nach Andermatt zurück, wo sie mir alle möglichen Fragen über mich und meine Ansichten stellten.”

Was haben Sie dabei über sich selbst herausgefunden?

“Geld ist mir weniger wichtig als Genugtuung. Ich muss mich mit einer Aufgabe identifizieren können, sonst geht es nicht. Auch wenn ich für etwas, das ich nicht mag, viel Geld erhalte – es ginge ohne Identifikation nicht. Heimat und Natur stehen ebenso im Zentrum, ich könnte also nicht, wie andere Spitzensportler, den Wohnsitz aufgrund von Steuerüberlegungen wählen.”

Hätten Sie gern so viel Geld verdient, wie es Spitzensportler heute tun?

“Nein. Den ganz grossen Coup hätte ich mit einer Zigarettenfirma machen können, aber ich bin Nichtraucher. In einer einjährigen Werbeaktion hätte ich sagen sollen, wenn man schon raucht, dann diese Marke, weil sie weniger stark sei als andere. Ich hätte das Zwanzigfache des ansonsten hierfür bezahlten Preises erhalten. Aber es war für mich kein Thema.”

Glauben Sie, dass ein Sportler, wenn er an der Spitze steht und deshalb auch das viele Geld riecht, davon verführt wird?

“Das ist individuell. Es gibt Skifahrer, die mit 15 Jahren auf ihr Studium verzichten und dafür in kürzester Zeit viel Geld verdienen wollen, sodass sie nach ihrer kurzen Karriere ausgesorgt haben. Ich jedenfalls bin davon überzeugt, dass das Geld im Spitzensport eine untergeordnete Rolle spielt, während der Sieg die Antriebskraft ist. Immer besser, höher, schneller zu werden, wird zur Sucht.”

Entsteht die Sucht zu gewinnen allenfalls aus dem Drang, geliebt zu werden? Eventuell sogar aus einem Minderwertigkeitsgefühl, wodurch man stete Bestätigung braucht und dies in diesem Fall durch sportliche Leistung anstrebt?

“Diese Sucht, die dem Spitzensportler eigen ist, basiert auf zwei Aspekten, dem körperlichen und dem emotionalen. Wenn ein Mensch das Glücksgefühl einmal erfahren hat, das sich einstellt, wenn man an die körperliche Leistungsgrenze geht und sie sogar übertritt, dann will er es immer wieder erleben. Beim Klettern erfährt man dieses Lustgefühl besonders; dann, wenn man eine Wand bezwungen hat von noch nie überwundenem Schwierigkeitsgrad. Der zweite Aspekt betrifft die Emotion.

Wenn ein Fussballer ein Tor schießt und 50000 Menschen springen gleichzeitig von ihren Stühlen und jubeln ihm zu, dann wird auch dies zur Sucht. Als Skirennfahrer überfuhr mich das Glücksgefühl, wenn ich beispielsweise mit der Nummer 20 startete, über die Ziellinie fuhr und an der Tafel blitzte die 1 auf."

Welche Rolle spielt die Angst in diesem Kanon der Gefühle?

"Eine grosse Rolle. Niemand weiss, wenn er an den Start geht, ob er gewinnt, auch der Überflieger nicht. Jeder kämpft gegen die Angst an, dass es nicht geht."

Erlangt man diese Ausnahme-Glücksgefühle nur im Spitzensport?

"Nein. Das Niveau ist nicht entscheidend. Ich hatte im Alter von 14 Jahren die schönsten Glücksgefühle, als ich Jugend-Skimeister wurde – wo man dann von den Klassenkameraden und den schönsten Mädchen bewundert wurde."

Kann man derlei Glücksgefühle nur im Sport erringen?

"Ich behaupte, dass sie auch im Alltag möglich sind. Man muss dazu den Alltag anders betrachten. Wie im Sport muss man die eigenen Talente und Möglichkeiten erkennen und Ziele setzen – das ist das Allerwichtigste, denn hier entsteht die Spannung zwischen dem, was man will, und dem, was man kann. Ist das Ziel zu tief gesetzt, entsteht keine Befriedigung, ist es zu hoch, entsteht Frust. Das richtige Ziel zu setzen, ist im Beruf so entscheidend wie im Sport."

Es ist alles eine Frage der Perspektive, die man aber bewusst wählen sollte?

"Ja. Ich kann auch planlos in ein Rennen steigen und mal zusehen, was passiert. Das geht dann aber sicher nicht gut."

Wie ging es Ihnen, als Sie den Spitzensport an den Nagel hängten? Fehlte Ihnen die Herausforderung, die das Glücksgefühl erzeugt?

"Ja. Ich fiel in ein mentales Tief, aber erst zwei Jahre später. Man zehrt noch eine Zeitlang von dem Betrieb, man ist noch super in Form; man fühlt sich sogar besser, weil man loslässt und nicht mehr unter Druck steht, doch dann kommt das Loch. Man steht vor dem Spiegel und blickt in ein leeres Gesicht. Ich musste für mich einen ganz neuen Massstab finden."

Beim Schriftsteller ist es oft auch so; wenn er nach langer Zeit das Buch beendet, fällt er in ein Loch, er fühlt sich leer, fühlt sich ausgeschrieben.

"Mir fehlten plötzlich die Ziele. Früher war es ein Kampf um Hundertstelsekunden, später 'chrampfte' ich auch wie ein Wahnsinniger, doch ich wusste dann nicht mehr, für welches

Ziel. Ich musste zuerst lernen, mir andere Ziele zu stecken als die des Skifahrers.“

Sie erheben das Zielsetzen zur Philosophie?

“Man braucht Erfolge, um nicht zu versauern. Wenn man seine Ziele nicht erreicht, muss man sie nach unten schrauben. Sie dürfen aber nie so tief liegen, dass man sie leicht erreicht. Ich habe sehr stark dieses Bild des Zielsetzens und -erreichens wie eine Wellenbewegung im Kopf.“

Haben Sie sich schon als junger Mensch mit diesen Wellenbewegungen beschäftigt oder vielmehr intuitiv gehandelt?

“Zu Anfang handelt man rein intuitiv. Man glaubt, man gewinne einfach so. Wenn es dann plötzlich nicht mehr so einfach geht, glaubt man zunächst, ein anderer sei einfach besser gewesen. Dann erst realisiert man die Wellenbewegung; viele Spitzensportler erreichen ihren Zenit erst, wenn sie bald 30 Jahre alt sind, also wenn die körperliche Leistungsfähigkeit schon im Abnehmen begriffen ist.“

Als Sie damals mit IMG in Klausur waren, versuchte man dort, ein Profil für Sie zu erarbeiten, um Sie als Werbeträger vermarktbar zu machen?

“Es ging damals bereits darum, eine Brücke zu bauen zwischen meiner aktiven Rennsportzeit und dem späteren Berufsleben. Wir waren darauf aus, mich so aufzustellen, dass eine langfristige Zusammenarbeit mit Partnern sinnvoll wurde.“

Inwiefern wurde Ihr Image bewusst erarbeitet?

“Man darf den Sportler nicht für den Erfolg einkaufen, das ist zu risikoreich, weil sich dieser nicht immer einstellen kann. Sondern man muss die Persönlichkeit des Sportlers kaufen. Welche Persönlichkeit, welches Image man gegen aussen hat, muss man indessen zuerst herausfinden. Man findet es durch die Medien heraus.“

Legen tatsächlich die Medien das Image fest, agiert man so passiv?

“Natürlich basiert das Image auf dem Charakter des Menschen. Schliesslich kann man seine Art nicht langfristig verstellen. Aber die Medien suchen eine Rolle, welche eine noch vorhandene Marktlücke schliesst: Hat einer die Rolle des Sunnyboys bereits, kann es keinen zweiten geben.“

Diese Marktlücke haben Sie damals sehr gut ausgefüllt.

“Egal. Aber nun brauchte es keinen zweiten mehr. Eher einen, der anstösst und aufmüpfig ist, ein Rebell. Wenn einer die Tendenz dazu hat und gut in dieses Bild, in diese Marktlücke passt, dann heftet man ihm gern dieses Image an.“

Die Medien suchen sich die Rollendarsteller aus und zeichnen dann dieses Bild.

“Es stellt sich dann die Frage, ob sich der Imagerträger langfristig mit seiner Rolle wohlfühlt. Wenn ja, dann schraubt er sie in dieser Richtung weiter. Ich glaube, auch wenn ich den Fussballer Stefan Effenberg nicht persönlich kenne, dass er sich in seiner Rolle als Rebell durchaus wohlfühlte und sie sodann auch pflegte. Zu meiner Zeit übernahm diese Rolle Roland Colomin. Das war ein verrückter Junge aus dem Wallis, trainingsfaul, trank Fendant, lebte nicht so topseriös wie ich. Wenn wir bis zwei Uhr nachts an der Theke sassen, schrieben die Medien nächstentags, Colomin habe sich betrunken, während sie über mich berichteten, ich hätte ein Bier getrunken, um mich zu entspannen. Dabei hatten wir gleich viel intus. Allerdings schaute ich dann schon darauf, dass ich etwas früher ins Bett kam als er, der dann noch in die nächste Hotelbar zog. Darum meine ich eben: Es muss die natürliche Basis für ein Image vorhanden sein.”

“The beauty and the beast“: Die Medien suchen sich ihre Figuren. Wie viele Typologien gibt es?

“Das kommt auf die Sportart an. Wenn sie mit Technik zu tun hat, braucht es den Techniker und Kämpfer. Roger Federer beispielsweise ist ein Tennis-Techniker. Es würde mich nicht wundern, wenn Roger mir eines Tages berichten würde, gerade weil er das Image des Technikers hat, ruft sein Unterbewusstsein in einer gewissen Situation automatisch eine Schlagtechnik ab, die ihn selbst überrascht, dass er sie in einem solchen Moment probierte. Im Spitzensport ist man sehr labil, man tänzelt auf einem Hochseil und läuft jeden Moment Gefahr abzustürzen.”

Wird man zum Opfer seines eigenen Images? Mutiert man zu dem, als der man dargestellt wird? Und löst dadurch erst das Bild ein, das die Öffentlichkeit von einem hat?

“Wenn ein Fussballer das Image eines coolen, nervenstarken Typs hat, läuft er an den Penalty in der 90. Spielminute ebenso cool heran und setzt den Ball trocken in die Ecke. Wenn er hingegen als zwar genial, aber nervenschwach gilt und alle davon reden im entscheidenden Moment, ist die Möglichkeit gegeben, dass er sein Image einlöst.”

Boris Becker scheint eine Ausnahmerolle zu spielen: Er gilt als Lieber und Böser in einem.

“Man kann auch sagen, er ist ein genial veranlagter Mensch mit Schwächen. Das Publikum mag seine Genialität, er hat etwas, das ganz speziell ist. Und es mag auch seine Schwächen, die klar sichtbar sind. Eine andere solche Figur ist Franz Beckenbauer.”

Bei Becker erhält man den Eindruck, das Publikum könne sich eben wegen seiner Schwächen mit ihm identifizieren. Bei Beckenbauer habe ich allerdings eher das Gefühl einer

unberührbaren Lichtgestalt, darum nennt man ihn auch den Kaiser.

“Aber man würde ihn nie als Kaiser akzeptieren, wenn er einem nicht ein starkes Gefühl der Menschlichkeit und Natürlichkeit vermitteln würde. Als die Geschichte mit seinem unehelichen Kind und dann der Trennung von seiner Frau passierte, reagierte er offen und menschlich.”

Der Sport ist zu einem identitätsstiftenden Lebensbereich geworden. Menschen fühlen sich zuweilen einem Team zugehöriger als einer Nation oder einer Religion; Juventus Turin zum Beispiel ist Ausdruck eines Lebensgefühls. Wie hat sich die Rolle des Sports in der Gesellschaft und in der Schweiz gewandelt?

“Wir Schweizer haben ja stets Selbstzweifel, doch wenn die Fussball-Nationalmannschaft einmal gewinnt, entsteht eine ungewohnte Euphorie, dann haben wir alle für zwei Stunden einmal dieselbe Meinung, das ist erhebend.”

Sie glauben, dass der Schweizer deshalb Zyniker ist, weil er immer nur verliert?

“Der Schweizer kann seine Emotionen nicht zeigen. Er ist ein verkappter Patriot. Er getraut sich nicht. Es gibt kein anderes Land, in dem ich so viel Selbstzweifel sehe wie in der Schweiz.”

Woher kommt das?

“Ich denke, es hat mit der Sprache zu tun. Wir sprechen vier Sprachen, haben aber keine eigene, und sprechen keine perfekt.”

Wie viele Sprachen sprechen Sie?

“Fünf. Ich kann auch schwedisch, weil meine Frau Schwedin ist. Als meine Tochter geboren wurde, realisierte ich sofort, was nun passiert, dass zuhause nur schwedisch gesprochen würde, also musste ich die Sprache unbedingt auch lernen.”

Sie sind Verwaltungsratsdelegierter bei dem Modeunternehmen Willi Bogner, das 300 Millionen Franken Umsatz erwirtschaftet. Wie nehmen Sie dieses Amt wahr?

“Ich lernte vor 17 Jahren Willi Bogner durch das Skifahren kennen. Zunächst filmten wir zusammen, dann integrierte er mich in das Kollektionsteam für Skibekleidung, dann in den VR. Meine Aufgabe besteht heute in der Kontrollfunktion. Interessant ist, dass Bogner in der Schweiz anders ist als in Deutschland; hier hat die Fashionmarke einen stark sportlichen Touch, dort ist der Stil mehr modeorientiert und für Damen.”

Sie sind nebst Modeunternehmer auch Pistenbauer und Journalist?

“Ich liebe die Vielfalt. Ich konnte mir mein Leben so einrichten, dass ich wie ein Schauspieler in verschiedene Rollen schlüpfen

kann. Als Pistenbauer und Fernseh-Co-Kommentator habe ich weiterhin den Kontakt zum Skirennsport, meiner Leidenschaft.”

Sie schreiben Kolumnen für den Blick. Schreiben Sie gerne?

“Ich bin kein Schreiber und habe schon zu Schulzeiten nicht gerne Aufsätze geschrieben, allerdings macht mir die Arbeit Spass, und es funktioniert besser, wenn die Deadline nahe rückt und ich unter Druck stehe.”

Ein Relikt aus früheren Zeiten?

“Zeitdruck ist ein Antrieb, der verhindert, dass man eine Sache verkompliziert, sondern stattdessen ganz pragmatisch denkt. Man ist in diesem Moment am ehrlichsten mit sich selbst: Man verschönert und verfärbt nichts.”

Als Kolumnist sollten Sie immer eine Meinung haben. Haben Sie immer eine Meinung?

“Ja. Die Meinung zu einer Sache entsteht immer automatisch. Ich habe einen Grundgedanken, den ich dann zu erklären versuche. Ich kann allerdings nicht mehr mit Bleistift und Papier arbeiten, ich brauche dazu die Bewegung von Finger und Tasten. Als ich von der Hermes Baby auf Computer umstellte, hatte ich grosse Probleme damit, weil mir das Klappern der Tasten fehlte. Jetzt haue ich einfach stark aufs Keyboard ein.”

Sie sind auch Werbeträger von Subaru.

“Ich bin nicht Werbeträger, ich bin Botschafter – nun schon seit 25 Jahren. Als Werbeträger ist man bloss Werkzeug, das man einkaufen kann, als Botschafter wird man mit der Marke identifiziert. Ich war ja aber gar nicht für Subaru im Gespräch. Walter Frey holte mich für Jaguar, weil die Marke ein Imageproblem wegen technischer Mängel hatte und an Glaubwürdigkeit verlor. Doch es wurde bald klar, dass Subaru für mich besser passt.”

Sie gelten nach all den Jahren Ihrer aktiven Sportzeit noch immer als Idol. Fühlen Sie sich manchmal darob belastet, weil sie Ihrem Image ständig auch nachleben müssen?

“Die Idolfunktion bedeutet für mich vielmehr Genugtuung. Ich bin stolz darauf und trage die Verantwortung gerne. Das heisst aber nicht, dass ich wie ein Klosterschüler lebe.”

Inwiefern sind Sie Mensch geblieben?

“Ich konnte mein Leben immer so gestalten, wie ich es gerne hatte. Ich habe hart trainiert, musste aber praktisch nie auf etwas verzichten. Wenn spätabends meine Kollegen noch in den Ausgang gingen und ich mich nicht anschloss, weil ich am nächsten Tag einen harten Trainingstag vor mir hatte, dann bedeutete das für mich nicht, dass ich etwas nachtrauerte. Denn ich verzichtete aus gutem Grund.”

Was vermissen Sie heute am meisten?

“Ich bin schon zum Lebensroutinier geworden. Aber ich brauche nach wie vor meine Bewegungsfreiheit und das Abenteuer. Aber ich bin auch ein Fatalist.”

Wie meinen Sie das?

“Ich lasse gern mal etwas laufen, ohne genau zu wissen, wie es herauskommt.”

Zum Beispiel?

“Meine Berufs- und Lebensplanung ging nie über drei Jahre hinaus. Ich weiss aus dem Sport, dass man eben nur bedingt sein Leben planen kann.”

Aber inwiefern lassen sie den Dingen ihren freien Lauf?

“Ein Beispiel: Vor dem Skirennen sieht man eine gefährliche Stelle und man macht sich Gedanken, wie man sie überwindet. Doch ist man im Rennen dann dort, übernimmt das Unterbewusstsein und lässt einen etwas ganz anderes versuchen. Wenn ich heute zu Berg gehe, versuche ich mich so gut es geht zu sichern, doch es gibt immer den Moment, da der nächste Sicherheitshaken drei Meter von mir entfernt und eigentlich kaum zu erreichen ist, und ich versuche es dann trotzdem.”

Sie sind eben ein Spitzensportler auf der Suche nach der Grenze?

“Ich bin wohl ein Zocker, aber ein konservativer.”

Zocken Sie auch an der Börse?

“Ich gehe im Leben manchmal beträchtliche Risiken ein, in Sachen Geld aber nicht.”

Das ist interessant.

“Ich habe früh erfahren, dass man das Geld schätzen muss. Als ich Weltmeister wurde, verdiente ich plötzlich doppelt so viel wie mein Vater, der sich den ganzen Tag bei der Bahn abrackerte. Ich möchte mein Geld irgendwo sicher platziert wissen, um mir dann keine Gedanken mehr darüber machen zu müssen.”

Gehen Sie ins Casino?

“Wenn es ein Casino hat an einem Ort, wo ich sowieso bin, gehe ich hin – aber nur mit 300 Franken im Sack. Ich bin noch nie mit Geld wieder aus dem Casino gekommen.”

Welche Ziele schweben Ihnen jetzt vor?

“Ich möchte mehr Zeit in den Bergen verbringen und allenfalls eine Expedition mitmachen, bei der ich zwei Monate unterwegs bin. Das würde mich reizen. Vielleicht im Himalaya-Gebiet oder in der Antarktis.”

Mount Everest?

“Das muss nicht sein, ich habe nicht den Drang, den höchsten Berg zu erklimmen, weil das nichts Spezielles mehr ist. Es könnte auch ein Berg von 7000 bis 8000 Meter Höhe sein, den man ohne Sauerstoff besteigen kann. Ich weiss noch nicht, wie mein Körper unter Sauerstoffmangel reagiert. Wozu es mich aber wieder drängt, ist, an meine Leistungsgrenze anzustossen.”